

Lars Saabye Christensen

Die unglaublichen Ticks des Herrn Hval

Lars Saabye Christensen

Die unglaublichen Ticks des Herrn Hval

Roman

*Aus dem Norwegischen
von Christel Hildebrandt*

btb

Die norwegische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Bernhard Hvals forsknakkelser« bei Cappelen Damm, Oslo



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2010 by CAPPELEN DAMM AS

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-75315-4

www.btb-verlag.de

SCHWANZ IM RIESENRAD

Ich möchte mich erst einmal in aller Deutlichkeit vorstellen, dann sind wir damit durch: Ich war nicht der Verrückteste. Ich war nur der Zweitverrückteste. Mein Name ist Bernhard Hval. Ich habe mehr Unheil angerichtet, als Sie sich vorstellen können. Ich habe in Anwesenheit des Königs Stutenprinz und Dudsack gesagt. Und zwar damals, als ich im Dezember 1973 leider in der Holmenkollenbahn hinter ihm zu sitzen kam, nicht direkt hinter ihm, aber in der übernächsten Reihe, zumindest saß ich im selben Wagen. Ob das eine Rolle spielt? Aber auf jeden Fall. So kann ich zumindest hoffen, dass er nicht alles hörte, was ich sagte, bevor ich bei der nächsten Station resolut hinausgeworfen wurde, und zwar ausgerechnet in Besserud. Besserud! Oh, alle Anoraks und Glückskleeblätter des Teufels! Ich war gegen meinen Willen in alten Revieren gelandet. Ich war der Teufel in der Hölle! Und das war König Olavs Schuld. Außerdem hatte ich keine Skier mehr, denn die fuhren mit der Bahn weiter. Ich stand auf dem Bahnsteig meiner Kindheit, spuckte in die Hände und stützte mich auf die Skistöcke. Das Leben hatte reichlich Könige, Gelegenheiten und Stinknasen zu bieten. Ozäna in der Höhe! So ging ich den ganzen Weg hinunter in die stille, schneebedeckte Stadt, warf die Stöcke in einen Mülleimer, meine Zeit als Skiläufer war sowieso vorbei,

schloss mich in die Wohnung am Skovveien ein, setzte mich ins Arbeitszimmer, drehte einen bereits vergilbten Bogen Papier um die Walze und begann auf die Tasten einzuschlagen. Ah! Oh! Hört, hört! Ich schlage Löcher ins Papier. Jeder Buchstabe, den ich schreibe, ist ein Loch. Hier sitze ich immer noch. Ich möchte sicherheitshalber darauf hinweisen, dass einzelne Begriffe, Wendungen und Obduktionen in diesen Aufzeichnungen von einigen als anstößig empfunden werden können. Ich habe vom Rednerpult in der Aula der Universität aus »Schwanz im Riesenrad« gesagt. Das haben zumindest die meisten gehört, die an diesem Abend, an dem die Absolventen der medizinischen Fakultät gefeiert wurden, anwesend waren. In gewissen akademischen und freigeistigen Kreisen war ich verrufen, wenn nicht bewundert, als wäre das etwas Erstrebenswertes. Ich strebte nach dem reinen Gegensatz. Wüsste nur, unbemerkt zu bleiben, was mir nur selten gelang. Du Dudsack! Ich kann Purzelbäume und Salti rückwärts schlagen, wenn ich nur an diese Vorfälle denke. Und ich bin ein alter Mann, fast achtzig bin ich. Ich habe mich sogar versprochen, als ich der Braut eine Rede hielt, und das auf meiner eigenen Hochzeit. Ich konnte gerade noch mein Gesicht wahren. Mein Klosterlatein, das ich immer im entscheidenden Moment einstreue, wenn die Welt mir zu nahe tritt, rettete mich. Mein Zeugnis ist auch nicht zu verachten. Ich war trotz allem der Beste meines Jahrgangs. Ich war bei weitem nicht geschützt oder unangreifbar. Du zerreißendes Jungfernhütchen! Der Urin einer Jungfrau muss dünn und zart sein und mit Saus und Braus gelassen werden. Oh, singe mit! Ohrwatsche! Woher habe ich das? Noch einmal, ihr alle! Vulnera puncta! Sticht man nur fest genug zu, kann alles als Waffe benutzt werden. Ich habe die meisten verärgert, viele schockiert und jene zerstört, die ich am meisten geschätzt habe. Und diejenigen, die

ich verachtete, die habe ich gerettet und reingewaschen. Ich habe Nacht für Nacht wach gelegen und zu ihm da oben im Himmel gebetet, den meine Mutter in guten Momenten, als ich noch ein Kind auf Besserud war, das Antlitz nannte. Besserud! Doch niemand hat sein Antlitz zu mir erhoben, bis auf einen. Das sollte meine Mutter wissen, die tot und begraben in fremder Erde ruht, den Kopf zuunterst, und auch ich werde kein Antlitz zu ihr erheben. Ansonsten bin ich ein vorsichtiger und gebildeter Mann. Das will ich gar nicht leugnen. Alles andere habe ich versucht zu verbergen, all das, was in mir überflüssig ist und das ich am liebsten ganz allein in der Wohnung vorführen würde. Deshalb war ich seit dem Gespräch mit König Olav auch nicht wieder draußen. Das Essen wird mir auf die Schwelle gestellt, das Geld geht durch den Briefschlitz hinaus, die Waren kommen durch den Türspalt herein, so einfach ist das. Wasser hole ich aus dem Wasserhahn. Hoppla! Habe ich das Wort *sich versprechen* irgendwo benutzt? Ich verspreche mich nie. Das, was über meine Zunge kommt, muss dort auch wieder hinaus. Meine fehlplatzierten Worte sind wie Brennesseln in einem Rosenbeet. Und kein Gärtner der Welt kann sie ausrupfen. Oh, du mein Dornenarsch! Lasst mich nicht bei diesen Widerwärtigkeiten verweilen. Sie sind nur als zweitklassig anzusehen. Außerdem habe ich nicht mehr lange zu leben, nur noch einen Sommer und den Anfang des Herbstes. Der Tag ist festgelegt. Das Mittel liegt in einem kleinen Etui auf dem Boden der Standuhr direkt hinter mir bereit: fünf schwarze Drops, ovale Opiumpillen, äußerst effektiv. Ich habe sie seit meiner Zeit in der Mäusehalle im Rikshospital aufbewahrt. Doch nicht einen Tag vorher, nicht einen Tag vor dem festgelegten Tag soll es geschehen! Disziplin ist unser Fach. Ich bezeichne uns als die Kantigen. Wir möchten gerne weich und umgänglich sein und sind stattdessen starrsinnig und nicht

zur Vernunft zu bringen, wohl gemerkt, zur Vernunft der anderen. Wir möchten am liebsten in Ruhe gelassen werden, ziehen aber unablässig die Aufmerksamkeit auf uns. Wir wetzen uns an der Welt. Manches Mal wetzt sie sich auch an uns. Trotz allem gelingt es der Welt und uns nicht, ein dauerhaftes Verhältnis einzugehen. Wir können einen Abend lang tanzen. Doch dann ist Schluss. Wir sind ein zu ungleiches Paar. Wir halten uns am liebsten im Hintergrund. Doch wir sind dort, wo man uns am wenigsten vermutet. Und einer von uns stand ganz vorn, in all seiner Majestät und Größe: Sein Name war Notto Fipp. Er war der Verrückteste. Ich war nur der Zweitverrückteste. Ich war sein Arzt. Ich begegnete Notto Fipp, gesegnet sei er, zum ersten Mal im Monat August des Jahres 1929. Ursprünglich hieß er Notto Senum und stammte aus Evje im Setesdalen, wie ich später erfuhr. Dieser Spitzname oder Künstlername, als den ich ihn lieber bezeichne, hatte er aufgrund seines Spitzbarts gewählt, der nicht gerade eine Zier war, wie er da am spitzen Vorsprung seines Gesichts hing, nur ein paar lange, zottelige Strähnen, allerhöchstens vier Fransen, ein Spitzbart oder Fippsbart, wie er auch genannt wurde, daher der Name, Notto Fipp, und so wollte er es haben, sowohl den Bart als auch den Namen. Oh, wer würde es wagen, den Bart von Notto Fipp zu kritisieren! Sein Bart war eine Zier, eine Zier für uns alle! Da gibt es nichts daran zu deuteln! War ich etwa nicht neidisch, weil ich ohne Erfolg versuchte, einen ähnlichen Bart hervorzubringen? Ich hatte schließlich meine Medizinstudien, lasst mich in Klammern anmerken, dass ich der Beste meines Jahrgangs war, an der Universität in Oslo beendet. Mit anderen Worten war es nicht gerade wenig, was da von mir erwartet wurde, und nur ich wusste, dass ich keine dieser Erwartungen würde erfüllen können, eine Tatsache, auf die ich noch zurückkommen werde. Und noch einmal: du

Dudelsack! Es gibt so viel, auf das ich zurückkommen werde, und so wenig, was vor mir liegt, dass ich fast aus den Augen verliere, wohin ich eigentlich will. Doch genau damals, an diesem strahlenden Sonntag im August 1929, da schob ich alle derartigen Gedanken beiseite, da war ich nämlich auf dem Weg zu meiner Verlobten in Drammen, ich und mein alter Fahrer, Alfred, in seiner abgewetzten, aber immer noch stattlichen Uniform, mit dazugehöriger Mütze, oder Kaskette, Handschuhen, Sonnenbrille und dem Ganzen und nicht zuletzt den Schuhen, einem großen und einem kleinen, sonst gab es nur ein Durcheinander mit den Pedalen, denn er hinkte nämlich. Alfred Melingen und der Roadster, wie Vater ihn nannte, den Wagen meine ich, er war das Einzige, was ich von meinem Vater geerbt hatte, abgesehen von einer Standuhr, die immer noch reibungslos läuft. Die Sonne hielt Hof über dem Land, und es war überhaupt ein besonderer Tag, eine besondere Zeit, sorglos und ewig erschien sie mir damals, und ich ließ sie mehr als gern so scheinen. War es mir jemals besser ergangen? Wohl kaum. Börsenkrach oder nicht, auf dieser oder der anderen Seite des Atlantiks, das war nicht meine Sache. Meine Familie hatte ihren Konkurs erlebt, und jetzt gab es nichts mehr zu verlieren. Hipp hipp! Ich saß auf dem Rücksitz, das Verdeck war heruntergelassen, ich rauchte eine milde türkische Zigarette im warmen Wind und genoss das Leben oder den Augenblick, ich genoss sowohl das Leben als auch den Augenblick, und das ließ sich nicht so oft behaupten, im Gegenteil, es war äußerst selten, dass das Leben auf diese Art und Weise aufging. Alfred unterbrach diese angenehmen Gedankensprünge.

»Es wird dir gut tun, eine Ehefrau an deiner Seite zu haben«, sagte er.

Ich wollte ihn necken. Nichts war unterhaltsamer, als Alfred zu verwirren.

»Tatsächlich? Bist du dir sicher? Ganz sicher?«

Alfred stutzte.

»Natürlich.«

»Aber du hast es doch nie versucht, Alfred.«

»Entschuldigung, was denn?«

»Verheiratet zu sein. Du bist ein alter, unverbesserlicher Junggeselle. Wie kannst du dann behaupten, dass es mir gut tun wird?«

»Nun, ich habe schließlich schon einiges gesehen, auch wenn ich keine Ehefrau habe. Und so viel weiß ich: Es sollten in einem Auto wie diesem zwei auf der Rückbank sitzen.«

»Denkst du vielleicht an meine Eltern? Du hast doch gesehen, wie das gelaufen ist.«

»So habe ich es nicht gemeint.«

Alfred sank über dem Lenkrad zusammen. Zum Schluss musste ich ihm lächelnd meine Hand auf die Schulter legen. Dass er es nie lernte.

»Ich habe doch nur Spaß gemacht, Alfred.«

»Ach so.«

»Um Gottes willen, kannst du nicht einmal einen Spaß vertragen!«

Alfred richtete sich wieder auf.

»Der war gut«, sagte er.

War es einem jemals besser gegangen?

Der Roadster brachte uns voran. Eine neue Zigarette. Wieder eine türkische. Eigentlich rauchte ich nicht, aber türkische, nun mal ehrlich. Denen konnte ich nicht widerstehen. Der Verlobungsring. Die Sonne, die ihn traf, ein Aufblitzen. Ich genoss den Anblick meiner eigenen langsamen Bewegungen während der Fahrt, auf der ich mich befand, 23 Kilometer die Stunde, meine rechte Hand, die Manschette, die Zigarette zwischen den Fingern, die Glut, der Arm auf der Türlehne, nonchalant.

Sitzt man nicht genau so auf der Rückbank in einem offenen Roadster, nonchalant? Und könnten wir nicht einfach so weiter zwischen Oslo und Drammen hin- und herfahren, ohne anzuhalten, nur wenden, wenn wir an dem einen Ort angekommen wären, und das Gleiche wieder tun, wenn wir den nächsten erreichten? Wäre das nicht eine fabelhafte Sache? Die Hupe des Roadsters weckte mich aus diesen angenehmen Gedankengängen. Alfred Melingen ließ die Hupe erklingen. Ein Stück vor uns entdeckte ich eine Gestalt, fast versteckt von dem Licht und dem Staub, den unsere Räder und sein Fußwerk in immer neuen Wolken aufwirbelten. Offenbar nahm er gar keine Notiz von der Warnung. Ich beugte mich vor und drückte und tutete auch. Kühe und alle anderen Arten von Tieren flohen über die Felder, hinein in die Wälder, wo ein dichter Teppich aus Vögeln sich von den Zweigen erhob, den Himmel beschattete, und alles wurde still, wie bei einer Sonnenfinsternis. Nur dieser Kerl ging einfach weiter. Wäre ich nicht gewesen, es hätte ein Unglück geschehen können, und zwar ein ernstes. Alfred hätte ihn mit einem Wimpernschlag niedermähen können, so schlecht war die Sicht, denn wir fuhren hinein in das Licht, den Staub und die Zukunft. Doch dazu kam es nicht, denn ich griff ein und hupte zum zweiten Mal. Ich bat Alfred, neben diesen Dickkopf zu fahren, man möge mir meine Worte vergeben, und mit eigenen Augen konnte ich sehen, dass der Mann, der da ging, so mager war, dass die Sonne durch ihn hindurchschien und seine Rippen einen Schatten warfen. Er trug einen Strohhut auf dem Kopf, ein paar Bartzotten an der Wange, eine Papiertüte hing ihm über die Schulter, der Pullover, den er trug, war mit Sicherheitsnadeln zusammengehalten, in der Hand hielt er einen schwarzen Regenschirm, und an den Füßen hatte er abgelaufene Stiefel, die aus sahen, als wären sie mit Pechdraht genäht.

»Langsamer«, rief ich.

Alfred drosselte die Geschwindigkeit, bis wir das gleiche Tempo wie der Mann hatten.

Dieser ging weiter, ohne sich um uns zu kümmern.

»Wollen Sie mitfahren?«, fragte ich.

Der Mann antwortete nicht und blieb auch nicht stehen.

Ich wiederholte mein Angebot.

»Ich weiß nicht, wie weit Sie wollen, aber Sie können auf jeden Fall ein Stückchen mitfahren.«

Jetzt redete der Mann zum ersten Mal:

»Evje. Im Setesdalen.«

»Das ist ein ganzes Stück zu laufen.«

»Das ist auch der Sinn.«

»Und wie lange laufen Sie schon?«

»Ich bin gerade erst in Gang gekommen.«

Wir fuhren ein kleines Stück, ohne etwas zu sagen. Mein Fahrer schüttelte nur den Kopf und hätte am liebsten Gas gegeben. Aber ich war neugierig geworden.

»Was wollen Sie in Evje?«, fragte ich.

»Umkehren und nach Oslo zurückgehen«, sagte der Mann.

»Zurückgehen? Legen Sie den ganzen Weg nach Evje zurück, nur um wieder zurückzugehen?«

Der Mann nickte und nahm den Schirm in die andere Hand, um sich vor der Sonne zu schützen.

»Ja.«

»Haben Sie nichts anderes dort zu erledigen, außer wieder zurückzugehen?«

»Nein.«

»Und Sie haben auch keine Familie oder Freunde in Evje, die auf Sie warten?«

»Nicht dass ich wüsste.«

Das sagte er einfach so. So war es. Er verkehrte im Fracht-

verkehr zwischen Oslo und Evje und hatte an keinem dieser Orte etwas zu erledigen. Aber hatte ich nicht gerade den gleichen Gedanken gehabt, einfach nur zu fahren und umzukehren, umzukehren und zu fahren? Er war nach meinem Geschmack.

»Darf ich im Vorbeifahren nach dem Namen fragen?«, fragte ich.

»Notto Fipp.«

Ich reichte die Hand über die Wagentür.

»Bernhard Hval.«

Notto Fipp ergriff meine Hand nicht, dieses Mal nicht, aus ganz natürlichen Gründen, das hätte ihn aus dem Takt gebracht. Man schüttelt einem Geher unterwegs nicht die Hand. Außerdem schien ihn der türkische Tabak zu stören, deshalb warf ich die Zigarette weg, so weit ich konnte, mit der Gefahr, Buskerud in Brand zu stecken. Wir folgten einander noch einige Meter. Notto Fipp hielt ein strammes Tempo, ja, es schien, als hätte er all seine mageren Glieder ein für alle Mal genau auf dieses Tempo eingestellt. Er war ein Studium wert. Den Torso benutzte er einzig und allein als Aufhängung für die Arme, als Behältnis für das Herz, und um den Kopf aufrecht halten zu können. Erst im Hüftbereich schien Notto Fipp eigentlich anzufangen. Von den Schenkelknochen abwärts bis zum letzten Teil der unteren Extremitäten, also der Fußsohle, konnte sich niemand mit ihm messen, übrigens auch nur wenige in den anderen Regionen, aber es war in erster Linie das letzte Stück bis zur Erde, das ihn auszeichnete, das war seine Signatur. Er unterschrieb die Erde, auf der er ging, mit jedem einzelnen Schritt, der ihn seinem Ziel näher brachte, an dem er einfach umkehren wollte, sobald er angekommen war.

»Darf ich fragen, warum?«, fragte ich.

»Warum was?«

»Warum Sie so gehen?«

»Wenn ich gehe, denke ich weniger«, antwortete Notto Fipp.

Diese Antwort machte Eindruck. Ich kann es nicht anders sagen, sie machte Eindruck. Wenn ich gehe, denke ich weniger. Wie oft habe ich diese sechs Worte seitdem nicht wiederholt? Oft. Ich kann es gar nicht zählen. Es war an der Zeit, Notto Fipp in Frieden gehen zu lassen. Ich gab Alfred ein Zeichen, dass er schneller fahren durfte, während ich mich umdrehte und diese seltsame Gestalt betrachtete, in Strohhut, Wanderschuh und mit dem schwarzen Regenschirm, wie er im Licht und dem Staub, den wir hinter uns ließen, verschwand.

»Volltrottel«, sagte Alfred.

Ich ließ ihn noch ein Stück fahren, und Alfred fuhr, was die Riemen und das Zeug hielt. Er wollte das Versäumte wieder aufholen, die Zeit, die wir mit diesem Volltrottel versäumt hatten.

»Was hast du gesagt?«

Alfred musste schreien.

»Volltrottel! Der war doch nicht ganz dicht.«

»Meinst du?«

»Das sah man ihm doch an. Der gehört eingesperrt.«

Ich beugte mich vor.

»Kannst du mal anhalten?«, bat ich.

»Schon wieder?«

»Ja, halt an. Genau hier.«

Alfred fuhr an den Straßenrand, hielt dort an und hatte die Situation natürlich vollkommen falsch verstanden.

»Wenn es sehr dringend ist, kannst du unten in die Büsche gehen. Ich werde aufpassen. Aber ich möchte dich daran erinnern, dass wir in zwanzig Minuten bei deiner Verlobten sind. Wenn du es also bis dahin noch aushalten kannst ...«

Ich unterbrach ihn.

»Ich will weder pinkeln noch scheißen«, sagte ich.

Alfred schaute zu Boden, peinlich berührt.

»Dann verstehe ich es nicht ganz.«

»Wie hast du den Mann genannt, dem wir gerade begegnet sind? Einen Volltrottel?«

»Das können ja wohl alle sehen, dass er einer ist.«

»Steig aus dem Wagen«, sagte ich.

Alfred blieb sitzen. Er glaubte wohl, dass auch das ein Scherz war.

»Steig aus dem Auto«, wiederholte ich.

»Ich verstehe nicht.«

»Ich dulde es nicht, dass du auf diese Art und Weise über Menschen sprichst.«

Alfred drehte sich zu mir um.

»Meinst du diesen Idioten mit dem Strohhut, an dem wir gerade vorbeigefahren sind?«

»Jetzt haben Sie es wieder gesagt. Raus aus dem Auto. Und zwar sofort.«

»Sie? Sind wir jetzt nicht mehr per Du?«

»Wie oft muss ich es noch sagen? Raus!«

Alfred Melingen öffnete die Tür und stieg aus, strich die Uniform glatt, die er seit dem letzten Jahrhundert trug, und stand wie in Habacht da. Fast amüsierte es mich, diese Ehrerbietung, die er mir erweisen musste, einem Grünschnabel auf dem Rücksitz, dem alles in den Schoß gefallen war, das heißt ein Automobil mit Chauffeur, ein toter, bankrotter Vater und eine Standuhr mit Süßigkeiten darin. Meine unanständige Mutter erwähne ich hier nicht.

»Gib mir die Mütze«, sagte ich.

Noch größere Verwirrung.

»Was willst du damit?«

»Was man normalerweise mit Mützen macht. Sie auf den Kopf setzen.«

Alfred zögerte, nahm die Mütze ab und gab sie mir mit einer leichten Verneigung. Ich setzte sie mir wie gesagt auf den Kopf. Die Mütze war ziemlich groß und rutschte mir in die Stirn. Alfred hatte einen größeren Kopf als ich. Er musste lächeln. Er wusste nicht, worüber er lächelte. Ich lächelte nicht und nahm seinen Platz hinter dem Lenkrad ein.

»Sie sind gefeuert«, sagte ich.

»Gefeuert? Wie meinen Sie das?«

»Genau so, wie ich gesagt habe.«

Er rüttelte am Wagengriff und packte mich beim Nacken.

»Das ist nicht dein Ernst!«

Mal sagte er du und dann sagte er Sie. Es war wohl die Mütze, die ihn verwirrte.

»Doch, das ist es.«

»Aber du kannst mich doch hier nicht stehen lassen! Mitten auf der Landstraße!«

»Nein«, erwiderte ich. »Hier können Sie natürlich nicht stehen bleiben. Sie können aber auf Ihren Füßen zurückgehen. Leben Sie wohl.«

»Der war nicht gut«, sagte Alfred. »Der war verdammt noch mal wirklich nicht gut, das muss ich sagen.«

»Was?«

»Dieser Scherz. Absolut nicht gut. Absolut nicht.«

Ich fand die richtigen Pedale.

»Du hast recht. Das ist kein Scherz.«

Endlich brachte ich den Wagen in Bewegung.

Alfred kam mir hinterhergelaufen.

»Dein Vater, Bernhard Hval, dein Vater war ein Mann von, ein Mann von ...«

Das musste ich mir nicht anhören. Ich gab Gas. Alfred Melingen versuchte mich oder den ganzen Wagen aufzuhalten, das war lächerlich, und zum Schluss musste er aufgeben.

»Das wirst du noch bereuen!«, rief er.

Er drohte mir mit der Faust und schrie mir hinterher.

Doch ich fuhr weiter, Richtung Drammen, und Notto Fipps sonderbare Aussage wollte mir nicht aus dem Kopf gehen, und ich wünschte mir es auch gar nicht anders: *Wenn ich gehe, denke ich weniger*. Einen Moment lang überlegte ich, an einem Waldstück anzuhalten und weiter zu Fuß zu gehen, aber ich war nicht so stark wie Notto Fipp. Deshalb war ich ja auch nur der Zweitverrückteste. Außerdem war ich auf dem Weg zu meiner Verlobten, Sigrid Juell, die ich im selben Herbst heiraten sollte, eine Frau wie aus Holz geschnitzt, aus schönem, zähem Holz, buchstäblich gesprochen. Sie war eine gute Partie, wie es damals hieß, was man von mir nicht behaupten konnte, aber ich war trotz allem der Beste meines Jahrgangs. Sigrid Juell war 23 Jahre alt und trug ihre Jahresringe wie Schmuckstücke, solange es währte. Ihre gesamte Familie war aus Holz geschnitzt. Sie waren Wald und Fluss und Sägewerk, und so war auch ihr Temperament. Sie war Wasserfall und Wind. Sie war die Kreissäge. Sie war der Hobel, und ich war der Span. Ich war so verliebt in sie, dass ich sogar im Stande war zu hassen. Und war es nicht gerade mein Unheil, dem sie verfallen war? Gefiel es ihr etwa nicht, wenn ich ihr in dem Haus mit den hohen Decken während des Essens meinen Mund ans Ohr legte, schluckte und schluckte und sagte: Fotze, Fotze, danke fürs Essen und Prost? Dann wurde sie ein ganzes Sägewerk, würde ich sagen, zumindest anfangs. Wir waren für die Leidenschaft geschaffen. Wir bekamen keine Kinder.

ALLES MÖGLICHE

Wir schreiben das Jahr 1980. Der Winter war ungewöhnlich kalt. Ich fror von Januar bis März jämmerlich. Jetzt ist es April geworden, es tropft von den Regenrinnen, es schmilzt und rieselt überall, und in vier Monaten werde ich also sterben. Heiliger Strohsack! Ich betreibe immer noch meine äußerst bescheidene Praxis hier am Skovveien, in derselben Wohnung, die mir blieb, nachdem alles drunter und drüber ging, und in der ich auch wohne. Es ist lange her, dass jemand hierherkam. Vielleicht ist meine Approbation ja abgelaufen. Eine Zeitlang tauchten einige lichtscheue Gesellen auf, die Rezepte für das ein oder andere haben wollten, wenn alle Reisebüros der Stadt geschlossen hatten. Ich gab ihnen gern eine Tour in den Süden. Es geschah ungefähr auf die gleiche Art und Weise, wie es mit den Waren aus dem Lebensmittelladen läuft, nur in umgekehrter Reihenfolge: gelbe, eklige Finger schoben einen oder zwei Scheine durch den Briefschlitz, ich schob ein Rezept beispielsweise für hundert Atarax oder Kolamin hindurch. Die schwarzen Drops behielt ich übrigens für mich zurück. Dann wieder taten mir diese verwöhnten und verhärteten Kinder leid, und ich schob das Geld wieder durch den Briefschlitz hinaus, und Sie können sich vorstellen, dass sie außer sich waren, diese geizigen Junkies, da gab es nicht viel Schnauben und Stöhnen,

nein, sie schnappten sich die Bezahlung und liefen um die Wette die Treppe hinunter. Was für Schwachköpfe. Aber auch das ist lange her. Zumindest steht »Bernhard Hval, Dr.« an der Tür, für den, der lesen kann, ein schmales Kupferschild, das ich nun nicht mehr sechzehnmal am Tag putze. Diese Unart habe ich abgelegt. Sagte ich Unart? Habe ich früher auch schon das Wort Unart benutzt? Zum Teufel! Da können Sie sehen, wie weit es mit mir gekommen ist. Unart ist kein Wort aus unserer Sprache. Unart, das ist im Bett rauchen, laut pfeifen, sich die Finger ablecken. Wir sagen *Zwang*. Sigrid hatte Unarten, das muss einmal gesagt werden. Ich hatte einen Zwang. Unarten und ein Zwang passen nur schlecht zusammen. Doch genau diesen Zwang habe ich abgelegt, den Zwang, das Schild sechzehnmal am Tag zu putzen. Aber dazu brauchte es sechzehn Jahre. Doch den Zwang zur Wiederholung werde ich nicht überwinden. Es gehört zu unserer Natur, dass wir uns wiederholen, ja genau, uns selbst wiederholen. Er ist ein Teil unseres Repertoires, die Wiederholung ist die erste Geige in unserem persönlichen Orchester. Ich begann mich bereits 1963, während der Kubakrise, darauf vorzubereiten. Während die anderen auf dem Hof aus Angst vor Atombomben und noch Schlimmerem Konservendosen hamsterten und dann, als sich herausstellte, dass der Konflikt im Großen und Ganzen gelöst war, jahrelang von diesen eingemachten Frikadellen leben mussten, das war nur eine kleine Schlacht in meinem eigenen Weltkrieg, aber immerhin. Das erste Jahr ging ich auf fünfzehnmal am Tag herunter, das nächste auf vierzehnmal, bis ich es nur noch einmal am Tag machte, putzte und putzte, und vielleicht glaubte ich ja, dass mein Name weiterhin an der Tür glänzen würde, doch das tat er nicht, er verblich und verschwand. Der Zwang war nicht mehr da. Er hatte sich von meinen Fingern und meiner Seele gelöst. Siebzehn Jahre dauerte das. Warum also nicht

einfach das Schild abschrauben und in den Müll werfen? Dann hätte ich den Rest meines Lebens damit verbracht, nach dem Schild zu suchen, bewaffnet mit einem Putzlappen. Und hätte ich es gefunden, hätte ich es wieder an die Tür gehängt, es festgeschraubt und es sechzehnmal, nein hundertmal zusätzlich geputzt, um das nachzuholen, was versäumt wurde. Kennen Sie mich jetzt etwas besser? Wahrscheinlich nicht. Meine Vernunft ist nicht die Ihre. Meine Gesetze stehen nicht in Ihrem Gesetzbuch. Mein Zwang ähnelt nicht Ihren Gelüsten, die einen geraden Weg beschreiten, auf das Objekt der Lust zu, auf Frauen, Männer, Obst, Räusche, Äpfel, Kunst, Autos, während mein Zwang auf der Stelle tritt und nie zufriedengestellt wird. Warum glückte dann der Rückzug von der Tür? Weil mein Name verschwand. Die Welt um mich herum muss verschwinden, wenn ich meinen Zwang loswerden will. Und nicht nur die Welt, ich muss ebenfalls verschwinden. Alles, was überflüssig ist, muss verschwinden. Erst dann kann ich aufatmen. Ich bin also auf dem großen Rückzug. Nach vorn! Und während ich das schreibe, höre ich, wie die Stunden in der Standuhr hinter mir geschlagen werden, das Pendel, das Lot, die Zeiger, die sich um die Zahlen drehen. Bald werden sich die Sekunden losreißen und zu einer leeren, gewaltigen, lautlosen Ewigkeit werden. Wie sagte doch mein Mentor an der Universität, Herr Professor Lund in Person, später Direktor des Rikshospitals: Es ist ein Unterschied, gehärtet oder verhärtet zu sein, Bernhard Hval. Ich bin beides. Bevor ich ein für alle Mal aufhörte, aus dem Haus zu gehen, nach der Begegnung mit König Olav, pflegte ich einen Spaziergang um die Vigeland-Anlage zu machen, diese hässlichen Statuen und Monumente waren nämlich das Einzige, was mich in einigermaßen gute Laune versetzen konnte. Ist genug gesagt? Hätte mir doch nur jemand einen ganzen Park gegeben! Eines Vormittags, Ende Mai, ging ich am Frognerbad vor-

bei, um den Monolithen von Nordosten her anzugreifen. Doch es kam mir etwas anderes in den Weg, ein Mädchen. Sie lief barfuß über den warmen Asphalt, und plötzlich blieb sie stehen, was ich auch tat. Das Mädchen blieb also stehen und versuchte den Fuß heranzuziehen. Der hing fest, nicht am Asphalt, sondern an einem Kaugummi, den jemand ausgerechnet genau hier ausgespuckt hatte. Sie hob den Fuß, der Kaugummi folgte, sie trat, der Kaugummi blieb kleben, sie verdrehte den Fuß, das machte das Schlimme nur noch schlimmer, sie entkam diesem Klumpen, dem Kaugummi, nicht und fing an zu weinen. Und ich sah es in aller Klarheit: Sie war ein Zeichen, ein Bild. Sie war ich. Aber mein Kaugummi war größer, es war die Welt, sie klebte sich an meine Finger, meine Füße, an meine Seele. Ich ging zu dem Mädchen, beugte mich hinab und riss die dünne, zähe Kette ab, ich befreite sie. Sie sagte nicht einmal Danke, ganz im Gegenteil, sie schubste mich weg und war offenbar der Meinung, dass ich viel ekliger war als der Kaugummi, lief zum Eingang zu den Schwimmbassins, wo sie zusammen mit ihren leicht gekleideten und ebenso verhärteten Freundinnen stehen blieb und durch den Gitterzaun auf mich zeigte. Ich brauchte einige Jahre, um diesen Kaugummi loszuwerden, und noch heute sind meine Hände nicht sauber, noch heute hänge ich fest.

Aber lassen Sie mich jetzt zur Sache kommen! Mein Vater, Oscar Hval, war kein großer Humorist, obwohl er den bekannten Ausdruck *hohl wie eine Kokosnuss* erfunden hat. Das tat er auf seinem Grund und Boden mit einem Schuss in die Stirn. Ich sah es mit eigenen Augen. Mein Vater wollte mir nämlich zeigen, wie es gemacht wird. Außerdem benötigte er einen Handlanger. Er war bis zum letzten Moment ein Vorbild, ein wahrer Lehrmeister, und ich bin immer noch gelehrtig. Übrigens begann mein Vater mit zwei leeren Händen, wie man so sagt, das heißt, ganz leer waren sie wohl nicht, und

so gründete er *Hvals Nadelfabrik*, in der Nähnadeln, Stopfnadeln, Schneidernadeln, medizinische Nadeln, Sicherheitsnadeln hergestellt wurden, alle Sorten von Nadeln, und es wurden große Erwartungen in Hvals Nadeln gesetzt, ja, das war so sicher wie das Amen in der Kirche, denn wir waren auf dem Weg ins Jahrhundert der Manufaktur und der Mode, ein Jahrhundert, das die Nadeln nicht entbehren konnte. Aber was ich sagen will und was ich, wie ich manchmal fürchte, niemals werde sagen können, und es ist dieselbe Furcht, die ich dahingehend empfinde, dass mein vorwärtsstürmender Rückzug misslingen könnte: Ich kam am neunten September des Jahres 1900 aus meiner Mutter herausgestürmt, und vielleicht liegt ja eine gewisse Ironie darin, dass ich, der kantige Engel, das Licht der Welt zu dieser Zahl aus einem Guss erblicken sollte, doch wenn das heilige Antlitz glaubt, ich sollte bis zum Jahr 2000 aushalten, von einer runden Zahl bis zur nächsten, nur um ein Zeichen zu setzen, dann irrt sich dieses Antlitz ganz gewaltig. Denn eher bin ich es, der ihm ein Zeichen setzt, wenn ich mich ein für alle Mal von dieser Welt und dem Rest dieses Daseins abwende und ganz einfach verschwinde.

Die Geburt fand im Rikshospital in Kristiania statt, nachmittags, mit diesen langen Schatten in den Straßen und Räumen, und sie dauerte laut der Krankenhausberichte weniger als eine halbe Minute. Mein Vater schaffte es kaum, sich im Warteraum eine Zigarre anzuzünden. Ein Sohn! Und dazu noch ein ungewöhnlich gesunder und lebendiger Sohn, wie sie dachten. Das war es jedenfalls, was der Arzt, der gute alte Doktor Lund, der anwesend war, sagte: Der Junge hat ja schon Muskeln in den Fingern, Kraft in den Schenkeln, kräftige Kiefer, und sein Zeugungswerkzeug ist ohne jeden Tadel. Vater war also äußerst zufrieden mit dem Resultat und meine Mutter ein bisschen weniger nervös. Während der gesamten Schwan-

gerschaft war sie nämlich davon überzeugt gewesen, dass sie eine Missgeburt gebären würde, das lag an einem Traum, den sie in der zwölften Woche geträumt hatte, eine Vorwarnung, und dann bekam sie doch noch eine Missgeburt ersten Ranges, ohne es zu wissen, denn an meinen Gliedmaßen fehlte nichts, ich war nur der Zweitverrückteste.

Der Kutscher, der immerwährende Alfred, wartete mit der Equipage in der Pilestredet, und bereits am selben Abend fuhren wir heim. Es war eine lange Reise, länger als die Geburt, und sie führte bergan. Noch bevor wir angekommen waren, war es dunkel geworden. Ich lag in eine Decke gewickelt auf dem Schoß meiner Mutter, während mein Vater an diesem Freudentag selbst die Peitsche schwingen wollte: ein Junge, ein Erbe! Ich bin überzeugt davon, dass ich noch heute den herrlich frischen Geruch von Pferdemist riechen kann. Das Pferd hieß Hammer und war mit Scheuklappen und Trense ausgerüstet, und ich habe oft gedacht, dass so etwas auch Teil meiner Kleidung sein sollte, Scheuklappen und Trense. Hammer zog uns hinauf nach Besserud, den steilen Hang westlich von Oslo hinauf, auf den fast nur die Abendsonne scheint. Zwei Kindermädchen, oder Hausmädchen, standen auf der Türschwelle und machten einen tiefen Knicks, mit weißen Schürzen und Kragen über schwarzen Kleidern, eine war alt und eine ganz jung, beide irgendwo aus dem Norden. Mutter übergab mich sogleich der Jüngeren von ihnen, ich glaube, Beate hieß sie, die mich ins Haus trug, wo ich ganz gewiss noch die taktfesten Donner schläge der Standuhr zu erinnern meine, die neben dem Glaschrank stand, der immer, bis auf ein einziges Mal, abgeschlossen war und in dem sich die Waffensammlung der Familie Hval präsentierte, Pistolen, Revolver, Gewehre, Kleinodien von der Jagd, von Duellen und Kriegen, deren Namen ich nicht wusste, und so begann meine Kindheit, mein Leben und mein Ende.

EINE ALTE GESCHICHTE

Notto Senum, später Fipp, sah dagegen das Licht der Welt nicht in einem Krankenhaus, um anschließend in einer Pferdekutsche zur herrschaftlichen Villa gefahren zu werden, in der bereits das Kinderzimmer vollständig eingerichtet bereitstand. Oh nein, Notto Senum riss sich stattdessen von seiner Mutter, Olga Senum, mit Hilfe von Nachbarsfrauen in einer engen Stube irgendwo in der Vogtei des Setesdalen los, genauer gesagt in Evje bei Hornnes, am siebten Februar 1885, abends, es war dunkel und kalt wie in einer endlosen Moritat und im blässen Schein der Gaslampe kaum möglich zu erkennen, ob es ein Mädchen oder ein Junge war. Doch nachdem eine der Nachbarsfrauen die Nabelschnur durchtrennt und das widerpenstige, außergewöhnliche Würmchen in Olgas Arme gelegt hatte, da konnten sie ein Lächeln nicht unterdrücken, denn der Junge, ja, es war ein Junge, war nicht gerade sehr adrett, er ähnelte nichts, was sie bei ähnlichen Gelegenheiten auf den Höfen in der Umgebung gesehen hatten, oh nein, er war lang und schlaksig, und mitten auf seinem runden Kopf wuchs ein Haarbüschelchen wie graues Moos auf einem glänzenden Mühlstein. Und wie sie lachten! Es sind nur noch diese Worte hinzuzufügen: Er war bereits damals eine Klasse für sich. Doch dann wurde die Tür aufgerissen, und der Vater, der Bauer, Jäger,

Fischer, Grubenarbeiter, also ein Mann für alles Mögliche und jetzt Vater seines einzigen Sohnes, der stand da und füllte die gesamte Türöffnung in Höhe wie in Breite aus, und fast schrie er: »Worüber zum Teufel lacht ihr? Verfluchtes Weiberpack!«

Augenblicklich wurde es still im Setesdalen.

»Du hast einen Jungen bekommen«, flüsterte die Ehefrau.

Der Vater trat einen Schritt näher, jetzt sanfter gestimmt, aber immer noch skeptisch.

»Und was ist falsch an ihm?«

»Nichts ist falsch an ihm.«

»Und warum habt ihr dann gelacht?«

Eine der Nachbarsfrauen duckte sich und wurde in all ihrer Schlichtheit ganz feierlich.

»Wir haben vor Freude gelacht, Herr Senum. Weil Sie einen gesunden Sohn bekommen haben.«

»Verdammt, dann soll er Notto heißen! Wie ich!«

Olga nickte, war aber nicht zufrieden. Notto Senum. Konnte der Junge nicht lieber einen normalen Namen kriegen, einen Namen, der sich nicht von den anderen unterschied, sondern der eins wurde mit den Namen, die die anderen trugen. Doch sie tröstete sich damit, dass ein Name ja nur ein Name ist, der konnte ausgetauscht, umgewechselt und verändert werden.

Drei Wochen später kam der Doktor von Evje vorbei, ein älterer griesgrämiger Mann, der sich immer noch um eine Stellung in einem der Krankenhäuser in den größeren Städten bewarb, doch langsam wurde die Zeit knapp, wenn er irgendwo anfangen wollte, bevor er in Pension gehen und sterben würde. Er war auf seiner monatlichen Reise durch das Tal, und mit jedem Monat fiel sie ihm schwerer. Verdiente er etwa nicht einen weißen Kittel, einen Operationssaal, eine Krankenschwester? Der Meinung war er wohl. Nach einem kurzen Blick stellte er fest, dass der Junge lebensfähig war.

»Er ist nur etwas aufgeschossen. Aber das wird er schon bald abschütteln.«

Abschütteln!

Und dieser Arzt, der nie Zeit hatte und weiter zu Krankheiten und Schäden musste, die ihn brauchten, ach, wüsste er nur, wie recht er hatte. Wäre er trotz allem gründlicher zu Werke gegangen, hätte er vielleicht eine andere, sorgfältigere Diagnose gestellt, zum Beispiel Dyspepsie, nervöse Dyspepsie. Deshalb füge ich im Namen der Gerechtigkeit hinzu: Der Doktor tat sein Bestes, bei den einfachen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen. Und nachdem er sich die Mühe gemacht hatte, ganz bis zu den Senums zu gehen, konnte er auch gleich einen Blick auf die anderen werfen, die Eltern des Sohnes. Er würde nämlich nie zurückkommen, was er natürlich nicht wissen konnte. Bevor er den nächsten Hof tief hinten im Tal erreichte, würde er von einer Apoplexia cerebri getroffen werden. Eine Ader platzte in seinem Gehirn, und letztendlich wurde sein Wunsch doch noch erfüllt. Er kam in das Krankenhaus von Kristiansand, aber leider als Patient. Das hier war mit anderen Worten seine letzte Amtshandlung. Über den Vater gab es nichts zu sagen, ein kräftiger Mann im besten Alter. Das konnte der Doktor sehen, auch wenn der Vater hinten am Schleifstein stand und ihm den Rücken zukehrte. Doch bei der Mutter fand er etwas anderes: Sie hatte ab und zu einen trockenen Husten, der hart und anstrengend klang und sie inwendig aufschürfte. Das konnte eine ganz normale Erkältung oder Reizung sein. Aber es konnte auch ein sehr viel unheilvolleres Zeichen sein für eine Krankheit der Lunge, der Atemwege, und er wollte kein Risiko eingehen. Der Doktor legte ihr einen wärmenden Umschlag um den Hals, stellte ihr ein Glas Gemeine Hundezunge hin, ein linderndes Pulver, horchte eingehend die Brüste ab, die vor Milch fast platzten, ja, es gab sogar An-

zeichen für ungewollten Milchfluss, es tropfte von den angeschwollenen Brustwarzen. Er sagte mit entschiedener Stimme:

»Sie dürfen den Jungen unter keinen Umständen stillen. Haben Sie verstanden?«

Olga nickte, gehorsam und unglücklich.

»Und ihm auch nicht ins Gesicht pusten oder ihm zu nahe kommen. Sind Sie damit einverstanden?«

Wieder nickte Olga, noch unglücklicher.

Dann begab sich der Doktor auf den Weg, zu seiner eigenen Gehirnblutung.

Und so wurde es gemacht.

Jedes Mal, wenn die Mutter hustete, lief es aus ihren großen schweren Brüsten heraus, doch Notto musste sich mit einer Schale Milch begnügen, Kuhmilch, Ziegenmilch, die er wie eine Katze in sich hineinschlürfte. Milch war alles, was er im Kopf hatte. Und als die andere Nachbarsfrau einen Monat später auch einen Jungen gebar, da durfte er ab und zu an ihrer Brust liegen, und einen gierigeren Säugling hatte man kaum je gesehen. Notto saugte sie im Laufe eines Augenblicks leer und wollte sich sogleich an die nächste Brust machen. Die Mutter und zwei Männer waren nötig, um ihn loszureißen.

Es ging auf den Frühling zu, 1885.

Der Husten der Mutter wurde nicht besser, und als schließlich im Speichel Blut war, da wussten sie, worauf es hinauslaufen würde.

Ansonsten gibt es nur spärliche Informationen über diese Zeit, ja, über die gesamte Zeit, die verstrich, bis ich ihm begegnete, sind die Informationen eigentlich nur spärlich vorhanden, und ich kann auch niemanden mehr fragen: sie sind alle schon seit langem tot. Und Notto Fipp machte auch nicht gerade viel Aufhebens von sich. Dazu war er zu bescheiden und vornehm. Er war sein eigener Scheinwerfer, der uns andere glänzen ließ

und sichtbar machte. Ich ging, sagte er. Und damit sollte es genug sein. Aber einige Male erwähnte er doch noch den Frühling in Hornnes, und dann wurde ihm ganz lyrisch zumute: Dann schien es, als würde sich das Tal weiten, von einem kräftigen Himmel zur Seite gedrückt werden, das Licht und die Flüsse traten über die Ufer, und es entstand ein ganz besonderer Ton oder besser gesagt Klang, von jedem Grashalm, von jedem Blatt, jeder Blüte. Der Frühling in Hornnes, das war ein Orchester, und der Wind war ein geduldiger Dirigent.

So auch in diesem Frühling, 1885.

Im Mai, als die Mutter noch lebte, wurde er in der Kirche von Hornnes getauft, in diesem achteckigen Holzbau, der wie ein Schmuckstück in der Halsgrube des Tales liegt, derselben Kirche, in der er auch zur letzten Ruhe getragen wurde. Und ist das etwa kein Zeichen, dass er, der Kantigste von uns allen, in solch einer eckigen und kantigen Kirche getauft werden sollte? Das ist so eine Art von Zufall, die mich wieder glauben lässt, dass es Gott doch gibt, nicht immer, das bei weitem nicht, aber ab und zu. Der Junge taucht also aus dem Taufbecken auf, sein Haarbüschel ganz oben auf dem Kopf in alle Richtungen vom Wasser gekämmt und mit dem Namen Notto, dem gleichen, den sein Vater trägt und seine Vorväter trugen. Jetzt ist er Notto, Notto Senum, bis auf weiteres.

Im Laufe des Sommers geht es Olga wieder besser. Der Husten nimmt ab, sie spuckt weniger Blut, bekommt wieder Appetit. Und läuft es nicht sogar rückwärts: Menschen suchen erst Behandlung, wenn sie auf dem Weg der Besserung sind. Eines Morgens fühlt Olga sich kräftig genug, um allein ins Krankenhaus von Kristiansand zu fahren, wo sie ausführlich untersucht wird und erfährt, dass sie eine offene Tuberkulose hatte, jetzt aber kein Grund mehr zur Sorge bestehe. Oh Wunder. Oh Moritat mit all deinen Versen und Refrains! Es ist das Licht von

Hornnes, was sie hat genesen lassen. Es ist der Frühling, der sie reingewaschen hat. Aber es gibt noch mehr, was ihr berichtet wird. Denn so ist dieser Berufsstand. Wenn sie das eine nicht finden, dann müssen sie etwas anderes finden: Sie kann keine weiteren Kinder mehr bekommen. Ihre Gebärmutter ist durch die Geburt und die starken Hustenattacken geschädigt worden. Sie muss sich mit Notto zufrieden geben. Drei Tage lang bleibt sie im Krankenhaus, bekommt Lebertran und Kreosot und ansonsten leichte Mahlzeiten für die Verdauung. Sie begegnet noch einmal dem alten Doktor. Sie treffen sich auf dem Krankenhausflur. Es ist der letzte Abend. Er ist abgemagert, eingefallen, kann kaum die Füße vorwärts bewegen und bleibt einen Moment lang stehen, ganz schief im Gesicht. Eine sonderbare Unterhaltung findet statt:

»Sie habe ich schon einmal gesehen«, sagt er.

»Ja. Sie waren bei uns in Senum.«

»Da kann man mal sehen. Ich kann mich immer noch erinnern, auch wenn das Gehirn sich langsam verabschiedet.«

Olga nickt und möchte schnell wieder auf ihr Zimmer gehen.

»Gute Nacht«, sagt sie.

Der Doktor hält sie zurück.

»Aber da ist noch etwas. Noch viel mehr.«

Ob Olga eine Krankenschwester rufen soll? Er riecht auch nicht besonders gut, und sie kann sich daran erinnern, wie eifrig er mit ihren Brüsten beschäftigt war.

»Lassen Sie mich.«

Der Doktor lässt sie los, sie bleibt dann aber dennoch stehen, obwohl er sich mit seinem verdorbenen Atem zu ihr neigt. Sie ist trotz allem neugierig geworden.

»Als die Sternschnuppe meinen Kopf traf, habe ich alles gesehen, was geschehen wird, meine Liebe.«

Olga zieht sich ein wenig zurück.

»Wie meinen Sie das?«

Der Doktor folgt ihr.

»In diesem erleuchteten Augenblick stand die Zukunft wie eine klare Quelle vor mir, aus der ich schöpfen kann«, sagt er.

Olga tritt wieder näher an ihn heran.

»Haben Sie uns auch gesehen? Uns von Senum?«

»Ja, das habe ich. Und besonders den Jungen. Heißt er nicht Notto?«

»Ja! Was wird aus ihm werden?«

»Das wollen Sie lieber nicht wissen, Frau Senum.«

Jetzt ist Olga diejenige, die den Doktor am Arm fasst, und beinahe schüttelt sie ihn.

»Ich bitte Sie. Sagen Sie es mir! Denn ich kann keine weiteren Kinder mehr bekommen!«

Der Doktor ziert sich ein wenig, und im Verlauf dieser kostbaren Zeit wird sein Gesicht noch schiefer, wenn dies denn möglich ist, das linke Augenlid fällt fast gänzlich auf die gelbe Wange, als löste es sich aus seiner Verankerung, und der Mundwinkel kippt schräg nach unten und formt die trockenen, gerissenen Lippen zu einem umgekehrten, unmöglichen Lächeln.

»Notto«, teilt er langsam mit, »Notto, wissen Sie, der ist eine Klasse für sich.«

Olga bleibt einige Sekunden lang schweigend stehen, starrt auf das eine Auge des Doktors und lässt den Nacken knacken.

»Wer ist das nicht?«, sagt sie dann nur.

Und endlich trennen sich die beiden.

Sie müssen sich mit Notto zufrieden geben.

Und während Olga schlaflos im Bett liegt, lasse ich diesen Medizinmann von einem weiteren Stern getroffen werden, und dieses Mal ist es nicht ein bescheidener Asteroid, der ihn

in der Ader trifft, nein, es ist eine ganze Milchstraße, und jetzt ist es auch nicht die Zukunft, in die er schaut, nur vergebliche Vergangenheit, und so lasse ich ihn sterben.

Am nächsten Morgen wurde Olga gesundgeschrieben und fuhr nach Hause. Als sie in Senum ankam, sah sie ihren Mann in der Tür stehen und auf sie warten, mit Notto auf dem Arm, und dieser Anblick ließ sie in Tränen ausbrechen, sie musste tief Luft holen, und ihr Atem war frei und leicht, und sie musste sich die Tränen aus dem Gesicht wischen, bevor sie auf die beiden zugehen konnte.

Sie küsste den Jungen zum allerersten Mal, und ich glaube, dass sie ihm in diesem Moment tatsächlich das Leben einhauchte, denn als der Vater ihn danach auf die Schwelle setzte, krabbelte er nicht auf allen vieren herum, nein, er stand auf, hielt das Gleichgewicht und begann über den Hofplatz zu gehen, fünf Monate alt, auf den kleinen Birkenhain hinter dem Schleifstein zu.

Der Vater schaute verblüfft seinem Sohn hinterher, Olga aber nicht, denn sie wusste es bereits.

Er war eine Klasse für sich.

Dieses Mal drehte Notto sich um und kam zu ihnen zurück.

Am selben Tag öffnete Olga die kleinen Fenster und ließ den Wind, der eine Andeutung von Herbst mit sich führte, wie einen Besen durch das Haus fegen, und sie selbst scheuerte den Boden, die Wände und das Dach, wusch alles, was es an Kleidung und Bettwäsche gab, im Fluss, der direkt neben dem Haus entlangführte, und hing es zum Trocknen auf, bis eine bunte Flaggenparade auf dem Weg nach Senum zu sehen war. Hurra, du Satansfotze! Sei still, du Mundfäule!

Dann tauchte die kleine Familie in demselben Fluss unter, nackt wie von Gott geschaffen, und dort blieben sie liegen, bis sie anfangen zu frieren.

September.

Die Birkenstämme leuchteten weißer und das Laub goldener als je zuvor.

Sagte ich vorhin, es gäbe nur spärliche Informationen? Das mag wohl stimmen, aber einiges weiß ich, und einiges kann ich schlussfolgern, und den Rest kann ich behaupten, denn niemand, das wage ich zu behaupten, niemand kannte Notto besser als ich:

Er ging weiter, ja, er wurde eine Sehenswürdigkeit im Tal, die Leute kamen von den umliegenden Höfen, um diese leichtfüßige Gestalt, die noch nicht einmal ihren ersten Geburtstag gefeiert hatte, selbst in Augenschein zu nehmen. Und seine Sehnsucht nach Milch gab sich auch nicht, er konnte nicht genug Milch bekommen, und wenn sich die Gelegenheit bot, dann stahl er sie sogar. Es wurde gescherzt: Der Junge hätte lieber eine Kuh werden sollen, dann hätte er seine eigene Milch produzieren und von sich selbst trinken können! Aber die Eltern waren zufrieden, und der Vater meinte, dass aus dem Jungen etwas werden könnte.

Einige Jahre vergingen.

Da zeigte sich, dass Notto für das meiste nicht zu gebrauchen war, nicht in unseren Augen, das bei weitem nicht, doch in den Augen der anderen und besonders in denen des Vaters, der lange glaubte, dass aus dem Jungen etwas nach seinen Vorstellungen werden könnte. Doch Notto konnte kein Gewehr still halten, um zu zielen, denn Notto konnte nicht still stehen. Notto war immer irgendwo anders. Wenn sie an einem der Seen fischten, war er eher mit den Bibern beschäftigt, die ihre Bauten an der Mündung bauten, und die Leine glitt ihm durch die Hände. Seine Arme waren zu schwach, um die Sense zu führen, denn all seine Kraft war in den Schenkeln, Beinen und Füßen gesammelt. Er konnte kein Blut sehen, wenn die Schafe

geschlachtet wurden, und er fürchtete sich vor dem Dunkel in den Gruben, und am schlimmsten fand Notto das Bergwerk. Notto war kein Mann für alles Mögliche wie der Vater, ganz im Gegenteil, wir sind Spezialisten, wir verfeinern unser Talent, und niemand verfeinerte es mit mehr Fleiß und Ausdauer als Notto. Denn wie gesagt, in einem war er unübertroffen: im Gehen. Er ging den Fluss entlang, bis der Fluss umkehrte. Er ging durch den Wald, bis die Sterne herabfielen. Er ging hinunter ins Tal und wieder hinauf. Er ging über die Hügel, bis das Meer sich öffnete. Dann ging er nach Hause.

Das machte keinen Eindruck auf den Vater. Das machte diesen wütend und verzweifelt.

»Wohin willst du?«, fragte er.

Notto verstand die Frage nicht.

Der Vater ballte direkt vor dem Gesicht des Sohnes die Faust.

»Antworte mir, Junge! Wohin willst du, wenn du gehst?«

»Nirgendwohin«, antwortete Notto.

Da holte der Vater das Gewehr und feuerte zwei Schüsse ab, einen in den Himmel und einen auf den Birkenhain, und dorthin schleppte er Notto, riss ihm den Pullover vom Leib und peitschte den mageren nackten Rücken mit dem Zweig, den er getroffen hatte, nicht, weil er böse war, sondern weil er nicht wusste, was er mit diesem unnützen und überflüssigen Sohn sonst hätte tun sollen. Und das geschah nicht nur einmal. Es geschah häufiger, und es geschah, wenn die Mutter nicht da war, wenn sie im Fluss Kleider wusch oder Nachbarhöfe besuchte. Doch schon bald kümmerte er sich gar nicht mehr darum, ob sie es nun sah oder nicht, ob sie schrie, ihn kratzte oder weinte. Er wollte seinem Sohn auf jeden Fall Vernunft einprägen. Und war das etwa kein gerechtfertigter Zorn, ein überaus gerechtfertigter Zorn? Der Meinung war er.

Das Schlimmste daran war, dass Notto es ertrug. Nie war ein Laut von dem Jungen zu hören. Notto dachte, während die festen Schläge des frischen Birkenreiser seine Haut trafen und sie aufrissen: Soll es so sein? Es verhärtete ihn nicht, es härtete ihn nur ab. Und der Vater ertrug es nicht, dass der Sohn es ertrug. Es ließ ihn nur noch wütender werden. Eines Tages zeigte der Vater auf den Schleifstein.

»Willst du lieber dort eine Runde drehen?«, schrie er.

Und der Vater schob Notto dorthin, zum Schleifstein, presste sein Gesicht nach unten und fing an zu kurbeln, und Notto sah, wie sich das steinerne, funkensprühende Rad drehte und drehte, so nah an seinem Gesicht, dass es in den Augen brannte.

Lassen Sie mich einen Moment bei diesem Schleifstein von Senum verweilen. Der Schleifstein hat seine Aufgabe. Es ist seine Aufgabe, Waffen und Werkzeug zu schärfen, Messer, Sensen, Äxte, Scheren. Er soll sie schärfer machen, damit auch sie ihre Aufgabe erfüllen können, töten, stechen, hauen, schlachten, Fische säubern. Bei uns will der Schleifstein das Gegenteil erreichen. Er will uns abrunden, die Ecken und Kanten glätten. Und es ist uns eingeredet worden, dass das nur zu unserem Besten geschieht. Es kommt sogar manchmal vor, dass wir uns freiwillig schleifen lassen, dass wir uns gegen diesen hitzigen Stein lehnen und unsere Eigenheiten, unsere Signaturen abfeilen, bis wir wer auch immer sein können.

Aber nicht Notto.

Notto konnte geschlagen werden, herumkommandiert, übersehen und hinausgeworfen, aber schleifen, das ließ er sich niemals.

Da kam die Mutter vom Fluss her angelaufen, sie schrie, Wäsche und Laken lagen hinter ihr verstreut auf der Erde. Der Vater ließ von Notto ab und verschwand im Wald, er blieb zwei Tage lang verschwunden.

Und es wurde nicht besser dadurch, dass Olga keine weiteren Früchte trug, trotz aller Anstrengungen in dieser Beziehung. Sie schliefen nicht mehr miteinander. Die große Kälte hielt in Senum Einzug. War Notto die einzige Frucht, die von ihrem Stamm fallen sollte, eine Frucht, die noch nicht einmal ihren korrekten Namen bekommen hatte?

Oh, Pisanglikör aus *musa sapientum*!

Psst.

Olga schwieg immer noch, denn sie hatte zu lange damit gewartet, es zu sagen, und wenn man zu lange damit wartet, die Wahrheit zu sagen, dann ist mit einer Lüge zu rechnen. Sie erzählte nicht, was der Doktor gesagt hatte, dass sie nach Notto kinderlos bleiben würde.

Deshalb legte sie sich über Notto, der stumm mit dem Gesicht im feuchten Gras neben dem Schleifstein lag, und sie versuchte nicht zu weinen, doch als sie seinen Rücken sah, da schaffte sie es nicht mehr, sie weinte, und die Tränen liefen in die Wunden, doch Notto gab immer noch keinen Laut von sich.

»Es wird nicht wieder geschehen«, flüsterte die Mutter. »Das verspreche ich dir.«

Notto blieb immer noch stumm.

Die Stimme der Mutter veränderte sich:

»Wenn er dich noch einmal schlägt, dann bringe ich ihn um.«

Da sagte Notto endlich etwas:

»Tu das nicht.«

»Was?«

»Es ist nicht Vaters Schuld.«

»Was meinst du damit, Notto?«

Er drehte sich auf den Rücken, ohne zu jammern.

»Es ist nicht Vaters Schuld«, wiederholte er.

»Nicht Vaters Schuld? Aber Vater ist es doch, der dich schlägt.«

Vorsichtig legte sie ihm die Hand auf die Stirn, die nach der Abfuhr am Schleifstein immer noch warm war.

»Er tut es meinetwegen«, sagte Notto.

Die Mutter verstand ihn nicht, und ich mache ihr deshalb keinen Vorwurf, denn wer konnte Notto wohl voll und ganz verstehen? Selbst ich konnte es nicht, und so soll es auch sein. In jedem Menschen muss es etwas geben, das man nicht erreichen kann, ganz gleich, wie sehr man sich auch bemüht. Die Mutter schaute auf den mageren Körper und das lange Gesicht, das dünne Haar, den gierigen Mund, die großen Augen, er sah wie ein Kind und gleichzeitig wie ein Greis aus. Das war ihr Junge, der Einzige, den sie hatte kriegen können, und sie verstand ihn nicht.

Sie sagte nur:

»Musst du so viel gehen, Notto?«

Notto wurde unruhig. Er wand sich unter seiner Mutter und schaute hinauf, zum Himmel hinter ihr, auf die Wolken, die in einer langen Folge dahinzogen, doch bald schon verschwanden Himmel wie Wolken, auch das Gesicht seiner Mutter verschwand, und alles, was er sehen konnte, das waren ihre großen, schweren Brüste unter dem weißen Pullover, und er konnte nicht anders, er griff danach, mit beiden Händen, durstig, voller Zwang und Begierde, die Mutter riss seine Arme fort, denn es gibt zwar Volksgruppen und finstere Stämme, bei denen die Mütter ihre Kinder stillen, bis sie sechs oder sieben Jahre alt sind, doch hier auf Senum wäre selbst das reichlich spät gewesen, und Notto war bereits fast zehn. Aus reiner Verwirrung schlug sie ihn mit der flachen Hand, verbarg dann aber genauso schnell die Hände hinter dem Rücken und stand auf.

»Das wollte ich nicht«, flüsterte sie. »Verzeih mir.«

Notto lag ganz still auf dem Boden.

»Es ist nicht deine Schuld«, sagte er.

Die Mutter beugte sich zu ihm hinab, unsicher:

»Wessen Schuld ist es dann, Notto?«

Der Himmel kam zurück, und die lange Schlange von Wolken hatte umgedreht und zog jetzt in die andere Richtung, um sich tief hinten im Tal zu einem Unwetter zu sammeln. Der Wind ließ die Blätter an den Birkenbäumen erzittern und gab einen unverkennbaren Laut von sich, von dem alle wissen, dass er Herbst bedeutet.

»Wessen Schuld ist es dann?«, wiederholte die Mutter.

»Meine«, sagte Notto.

Am selben Abend schrieb sie einen Brief an den Pfarrer und bat, nein, flehte, um einen Schulplatz für Notto. Und bereits Anfang September konnte er in der ersten Klasse unten in Evje anfangen. Dreimal die Woche ging er dorthin, sechs Kilometer pro Weg. Er wurde unterrichtet in norwegischer Sprache, mündlich und schriftlich, in Christentum, einfachem Rechnen und Geographie. Notto war alles andere als ein Versager. Besonders Geographie interessierte ihn, mit ihren fremden Städten, Entfernungen und Grenzen. Doch das Fach, das ihm am besten gefiel, das war das Gehen. Nur schade, dass es nicht auf dem Stundenplan stand. Denn darin war er unschlagbar. Deshalb ging er auch immer allein, denn niemand konnte mit ihm Schritt halten. Es waren in erster Linie die Wege hin und zurück, sechs Kilometer jeweils, zwölf zusammen, dreimal die Woche, das machte 36 Kilometer, verdammt, auf die er sich freute. Er hätte es am liebsten gesehen, wenn jeden Tag Schule gewesen wäre, sonntags auch, und gern noch Weihnachten und den ganzen Sommer hindurch. Und auf dem Heimweg machte er ab und zu einen Umweg zu der achteckigen Kirche,

ging genau achtmal um sie herum, denn so war es am besten. Anschließend bekam er von der Pfarrersfrau Milch und einen Klaps auf die Schulter, bevor er weiterging, und wenn sie nicht zu Hause war, sondern mit dem Pfarrer irgendwo in der Gemeinde, dann konnte er einfach mit den Katzen teilen oder sich einen Schluck Sahne aus der Küche stibitzen. Nicht selten kam er mit einem weißen Kaiser-Wilhelm-Bart anmarschiert. Und in den Pausen ging er auch, auf die Anhöhe hinter der Schule und wieder hinunter, und er kam nie zu spät zu einer Stunde.

Eines Tages, als sie Religion hatten und der Studienrat ihnen von Hiobs Strapazen berichtete, wandte er sich plötzlich an Notto, der träumend am Fenster saß.

»Warum gehst du so viel, Notto?«

Notto blieb ihm eine Antwort schuldig, nicht weil er bockig war, sondern ganz einfach, weil er die Frage nicht verstand. Warum nicht?, hätte er ebenso gut erwidern können. Er hätte auch sagen können, dass er ging, um den Tod auf Abstand zu halten, aber er hatte noch keine Vorstellung vom Tod. Er hätte anschließend hinzufügen können, dass seine unteren Extremitäten wie geschaffen fürs Gehen waren, vom Hüftgelenk abwärts bis zum Fuß, diesem wunderbaren Gliedmaß mit seiner gewölbten Unterfläche, genauer als Sohle bezeichnet, bei der die Hacke und der vorderste Teil die Ruhepunkte des Glieds auf dem Boden bilden, sowohl bei Stillstand als auch beim Gehen. Doch auch das erwähnte Notto nicht, ebenso wenig wie er vom Tod wusste, wusste er von der Anatomie. Der Studienrat trat näher und gab leider keine Ruhe.

»Willst du irgendwohin?«

Als dieser verständnisvolle und empfindsame Mann, der sogar in Kopenhagen gewesen und Ibsens *Wildente* gesehen hatte, nicht länger mit einer Antwort von Notto rechnen

konnte, wandte er sich stattdessen an die Klasse, und dort saß das Gelächter locker.

»Da Notto mir auf meine einfache Frage keine Antwort geben kann, könnt ihr es vielleicht?«

Die Jungen sahen einander an, und schließlich reckte ein echter Bauernsohn den Arm in die Luft und durfte antworten.

»Weil Notto hier in der Welt vorankommen will«, sagte er.

Ein anderer Schelm, der Sohn des Dorfpolizisten, Jens hieß er wohl, vollendete die Antwort, als wäre das bereits im Vorhinein so abgesprochen gewesen.

»... und wieder zurück!«

In dem Moment fing die Klasse an zu lachen. Endlich konnten sie es loslassen, das Lachen, das wir nur zu gut kennen. Sollen sie doch lachen! Sie hingen über ihren Pulten, Das war gekonnt. Notto wollte zuerst in die weite Welt und dann wieder zurück! Nur Notto lachte nicht. Er stand auf, ganz ernst. Es wurde still. Der Studienrat riss sich zusammen und zeigte auf ihn. Und Notto sagte, zum ersten Mal, diese berühmten Worte, die Emphase unseres Volks, das Emblem der Kantigen:

»Wenn ich gehe, denke ich weniger.«

Das gab dem Studienrat zu denken.

Denn es geschah auf diesen Strecken, zur Schule und wieder zurück, dreimal die Woche, dass Notto eine ganz spezielle Ruhe überkam. Alles fiel an seinen Platz, ohne dass er selbst wusste, welche Steinchen es waren, die sich da zusammenfügten. Er wusste nur, wozu er geschaffen war: um zu gehen. Und mit der Zeit wusste er auch, was ihn so zufrieden machte. Früher war er auf gut Glück und der Nase nach durch die Wälder und über die Hügel gegangen. Jetzt dagegen hatte er einen bestimmten Ort, zu dem er ging, nämlich die Schulstube in Evje, und einen genauso fest definierten Ort, an den er zurückging, nämlich sein Zuhause. Mitten in dem menschlichen Chaos,

das auf den Namen Notto getauft worden war, gab es eine vergleichbare Ordnung: Er ging in sich, und auf diese Art und Weise fand er nicht sich selbst, sondern seine Aufgabe, und die Aufgabe ist der Sinn. Ich sage euch: sich selbst zu finden, das ist eine gefährliche Übung. Meistens wird man enttäuscht von der Erkenntnis. Es ist eine Kur, die ich niemandem vorschlagen würde. Ich empfehle eher das Entgegengesetzte, und ich spreche aus Erfahrung: Versteckt euch.

Der Studienrat schrieb über seinen bescheidenen, rätselhaften Schüler in einem der wenigen Dokumente, die erhalten sind:

Notto Senum ist höflich und erfüllt seine Pflichten, ab und zu ist er sogar scharfsinnig. Er hat nur den Nachteil, dass er weder still sitzen noch stehen kann.

Es lebe Notto!

Dann kam ein Mädchen in die Gegend, sie sollte den Sommer auf einem Nachbarhof auf der anderen Flussseite verbringen, bei entfernten Verwandten, jemand behauptete, sie wäre hergeschickt worden, damit man ihr Manieren beibringe, sie war nämlich laut der gleichen Gerüchte nicht zu zähmen, und die meisten hielten Abstand zu ihr, was für die Jungen, die draußen auf den Feldern in der Nähe arbeiteten, keine einfache Sache war. Sie sahen ihr lange nach. Sie kam von der Küste und war laut Notto die absolut vollkommenste Frauensperson, die er jemals gesehen hatte. Und obwohl Notto noch nicht viele Frauenspersonen gesehen hatte, muss ich ihn wohl beim Wort nehmen. Sie war, immer noch laut Notto, dunkelhaarig und mysteriös, sie hatte eine Haut, die war golden wie Kupfer, und ebenso leuchtend war ihr Blick. Vielleicht floss ja ein wenig spanisches oder italienisches Blut durch die Adern des Mädchens, denn es gab nicht wenige Seemänner vom Mittelmeer, die im Laufe der Zeit ihr Päckchen bei Frauen an der

Küste zurückgelassen hatten. Sie hieß Gro. Notto sah sie zum ersten Mal, als er am Fluss entlangging.

Er blieb stehen, ja, er blieb stehen, während er ging, und traute seinen Augen kaum.

Sie hockte am Ufer, auf der anderen Seite, mit nackten Schultern, die Hände im Wasser, und schien ihr eigenes Spiegelbild zu bewundern.

Notto bewunderte sie auch.

Lassen Sie mich diese schmerzhaft und kurze Begegnung – auch wenn sie, was Notto betraf, ein Leben lang andauerte – nicht mehr als nötig in die Länge ziehen. Das bin ich ihm schuldig, dass ich vermeide, etwas aufzuwühlen, was er am liebsten in sich verbergen würde, abgesehen von einigen wenigen Momenten, und auch dann war er nicht zu stoppen. Ich will es so sagen: Dieser Sommer dauerte nur drei Tage lang und nahm nie ein Ende, wie so viele flüchtige Sommer.

Doch ich muss zugeben, dass es mich ab und zu überkommt und ich mich frage, ob es diese Gro überhaupt gegeben hat, ob sie nicht nur eine Erfindung war, eine südländische Luftspiegelung, die in Nottos sensiblem Gemüt zu einer Sonnenfinsternis wurde. Aber ich neige dazu, ihm zu glauben. Wenn Notto sagt, dass Gro seine große Liebe war, dann war sie es, ja, selbst wenn es sie nicht gab. Es steht mir nicht zu, an seinem Leben und seiner Geschichte zu zweifeln.

Sie entdeckte Notto nicht, oder sie tat so, als sähe sie ihn nicht, während sie da hockte und die Hände abspülte, kostbar und unwiderstehlich. Notto war also stehen geblieben. Allein das war ein Warnzeichen, das nichts Gutes verhieß. Nur in äußerst angespannten Situationen blieb Notto stehen, bevor er angekommen war. War er erst einmal losgegangen, dann musste der Weg auch beendet werden, sonst war alles sinnlos und vergeblich. Notto musste weiter. Er musste sein Ziel



Lars Saabye Christensen

Die unglaublichen Ticks des Herrn Hval

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 624 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-75315-4

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Vom ganz gewöhnlichen Wahnsinn eines genialen Verlierers

»Ich war nicht der Verrückteste. Ich war nur der Zweitverrückteste. Mein Name ist Bernhard Hval. Ich habe mehr Unheil angerichtet, als Sie sich vorstellen können.« Und dieser Herr Hval bleibt sich treu bis zum Schluss. Die Festrede zum 80. Geburtstag hält er sich lieber gleich selbst. Sie ist sein Vermächtnis. Und da soll ausnahmsweise mal alles sitzen. Dass seine Lebensgeschichte die Länge eines Romans annimmt, ist nur folgerichtig. Im Jahr 1900 geboren wächst er auf Besserud in Kristiania als Einzelkind auf. Er macht eine Ausbildung als Arzt und wird der Beste seines Jahrgangs. Doch Zwangsvorstellungen und bestimmte Unarten erschweren ihm die Ausübung des Arztberufs. Er war am besten bei den Toten, wie es hieß, heuerte deshalb bei den Pathologen an. Nun sitzt er in seiner Wohnung im Skovveien in Oslo und schaut auf ein ganzes Jahrhundert zurück. Er erzählt von einer außergewöhnlichen Dreiecksbeziehung, zwischen ihm selbst, seiner robusten Frau Sigrid und Notto Fipp – einem Sonderling wie er, einem äußerst sonderbaren Geher aus der Telemark, der nach dem Motto lebt: »Wenn ich gehe, denke ich weniger.« Bernhard Hval wird sein Leibarzt. Solcherart sind die Grundfesten gelegt für Freundschaft, Leidenschaft, Wahnsinn und Skandale.

Lars Saabye Christensen ist der geborene Geschichtenerzähler, warmherzig und witzig, ernsthaft und aufrichtig, mit untrüglichem Gespür für menschliche Marotten und lebensnotwenige Macken – seine Helden sind kleine Leute mit großen Schicksalen, denen der Wind gerne ins Gesicht bläst, die sich aber ihre Sehnsucht nach dem ganz großen Glück nie nehmen lassen.